

HAT PSYCHOTHERAPIE NOCH ZUKUNFT? ODER: ZUM PROBLEM DER ORDNUNG IN DER PSYCHOTHERAPIE *

Hans-Jürgen Walter

Hellsehen oder Wahrsagen kann ich natürlich nur in dem Maße, in dem dies prinzipiell jeder Mensch kann. Wolfgang METZGER hat - wenn ich mich recht erinnere - einmal auf die Frage, wie es denn komme, daß jemand wahrnehmen könne, was hinter ihm vorgehe, geantwortet, dies interessiere ihn nur mäßig, so lange noch nicht geklärt sei, warum jemand das, was vor seinen Augen geschehe, wahrnehme. So ähnlich geht es mir mit dem „Hellsehen“. Ohne zu leugnen, daß auch ich gelegentlich „vor lauter Bäumen den Wald nicht mehr sehe“ oder, richtiger vielleicht, umgekehrt, bin ich oft von der (auch von PERLS mitgeteilten) Beobachtung erschüttert, daß Menschen das Offensichtliche, das vor ihren Augen sich Offenbarende nicht erkennen. Daraus schließe ich, daß es eben nicht selbstverständlich ist, Offensichtliches zu erkennen und demzufolge erst recht nicht das Naheliegende, das daraus logischerweise zukünftig Folgende.

Wenn ich also hier frage: „Hat Psychotherapie noch Zukunft?“, dann geht es mir zuallererst darum, mich dessen zu vergewissern, was vor unseren Augen mit Psychotherapie als einer Forschungs- und Anwendungsdisziplin geschieht.

Spätestens seit es um die gesetzliche Einbindung psychotherapeutischen Handelns in das Sozialrecht geht, ist ein Machtkampf zwischen den Vertretern verschiedener Auffassungen entbrannt. Ich habe es noch nie für erstrebenswert gehalten, Psychotherapie der „normierenden Kraft“ von Gesetzen zu unterwerfen. Warum es dazu gekommen ist, hieße, in die Vergangenheit zu schauen. Ich will mich jedoch mit der Zukunft der Psychotherapie auseinandersetzen und das heißt: mit wesentlichen Positionen derer, die sie vertreten oder vorgeben, sie zu vertreten, und in diesem Zusammenhang auch mit deren Chancen im gegenwärtigen Machtkampf um gesetzlich festgeschriebenen Einfluß auf die Zukunft der Psychotherapie.

In dieser Hinsicht gibt es - wahrscheinlich nicht unbedeutende - Unterschiede zwischen der Situation in Deutschland und in Österreich. Obwohl ich darauf nicht explizit eingehen werde - das wäre ein Referat für sich -, mögen diese Unterschiede, wenn auch ursprünglich nicht beabsichtigt, in der Auswahl der beiden Beiträge über ein zukünftiges Verständnis von Psychotherapie, die ich einander gegenüberstellen werde, implizit zum Vorschein kommen.

Verfasser des ersten von mir ausgewählten Beitrags über „Die Zukunft der Psychotherapie“, ist Klaus GRAWE, Professor für Klinische Psychologie in Bern. Zwar liegt Bern in der Schweiz, nichtsdestoweniger ist

* Vorabdruck aus H.-J. WALTER (erscheint Anfang 1996). *Angewandte Gestalttheorie in Psychotherapie und Psychohygiene*. Opladen: Westdeutscher Verlag.

GRAWE zu einem der einflußreichsten Weichensteller für das in Deutschland geplante „Psychotherapeutengesetz“ avanciert. Anschließend wende ich mich dem Aufsatz von Walter PIERINGER über „Die Methoden der Psychotherapie jenseits des Schulstreits“ zu. PIERINGER ist Professor in Graz und Vorstand der Universitätsklinik für Medizinische Psychologie und Psychotherapie.

Eine vergleichende Erörterung, in deren Mittelpunkt die Frage nach einer angemessenen Ordnung wissenschaftlichen Forschens und psychotherapeutischen Handelns steht, bildet den Abschluß.

Die Zukunft der Psychotherapie am Beispiel GRAWE

Mit den jüngeren Beiträgen GRAWEs und seiner Mitarbeiter zur Psychotherapie(effektivitäts)forschung (dem „Forschungsgutachten zu Fragen eines Psychotherapeutengesetzes“, 1991, zusammen mit MEYER, RICHTER, SCHULENBURG und SCHULTE; aber auch z. B. GRAWE, 1992; und schließlich GRAWE, DONATI und BERNAUER, 1994) haben sich bereits viele kritisch auseinandergesetzt. Einige der Kritiker (z. B. DIEPGEN, 1993; KAISER, 1993; KRIZ, 1994; v. KANNEN, 1994; GELDSCHLÄGER u. RUNDE, 1994; MERTENS, 1994) haben m. E. sehr treffend auf Unzulänglichkeiten der Forschungsmethoden von GRAWE u. a. und insbesondere darauf hingewiesen, daß die weitreichenden Folgerungen im Hinblick auf die Effektivität von Psychotherapierichtungen nur als unverantwortlicher Versuch der Durchsetzung rational nicht nachvollziehbarer Präferenzen verstanden werden können.

Bemerkenswert erscheint mir als jemandem, der seit langem eine „Experimentalstatistophilie“ in der psychologischen Forschung beklagt (WALTER, 1984, S. 57), daß vernichtende Kritik gerade auch von denen geübt wird, denen die Anwendung statistischer Prüfverfahren am Herzen liegt (z. B. DIEPGEN, 1993; GELDSCHLÄGER u. RUNDE, 1994). Nicht weniger bemerkenswert erscheint es mir, wenn GRAWE (1993) solche Kritik, nachdem er zuvor konzidiert hat, daß sie gemäß geltender Regeln der Statistik zutreffend sei, mit der Bemerkung kontert, ihr Rechnung zu tragen, „hieße wirklich, sich zum Sklaven der Statistik zu machen“ (S. 183); und sie schließlich mit dem Hinweis abtut:

„Auf jeden Fall befinde ich mich mit dem von mir für die MEYER-Studie durchgeführten Binomialtest in mir sehr angenehmer Gesellschaft, nämlich in der der Autoren dieser Untersuchung, denn ich habe letztlich nichts anderes gemacht als diese selbst bei ihrer ursprünglichen Auswertung ...“ (S. 184).

Die erwähnte Studie stammt von einem Koautor GRAWEs beim „Forschungsgutachten“.

Die den Effektivitätsbeurteilungen GRAWEs und seiner Mitarbeiter zugrunde liegende epistemologische Position ist von anderen (z. B. KAISER, 1993; v. KANNEN, 1993) als einem zu einseitigen Forschungsparadigma huldigend beurteilt worden. Und die Art und Weise, wie GRAWE, DONATI u. BERNAUER (1994; von hier an stets mit der Nennung des Erstautors gemeint) ihr Forschungsverständnis mit naivem Fortschritts glauben, der sich stets durch die Vermengung von technologischem Fortschritt mit Fortschritten im Hinblick auf menschliche Qualitäten wie Denkniveau und Ethik auszeichnet (vgl. z. B. GRAWE, 1994, S. 6), verbinden, weckt bei seinem Kollegen KRIZ (1994, S. 203 f.) düstere Assoziationen. Er schreibt:

„GRAWEs bewertende Diktion, daß in der Psychotherapie bis vor kurzem (und in den Ansätzen, die seine Weltsicht nicht teilen, wohl auch heute noch) 'mittelalterliche, vorwissenschaftliche Verhältnisse' und 'abergläubische Rituale' herrschten (S. 1), legt Assoziationen zu der derzeit schwelenden Auseinandersetzung um die Bedeutung der 'Entdeckung' Amerikas nahe: Während große Teile der westlichen Welt die 500-Jahr-Feiern unter dem Nimbus eines phantastischen Aufbruchs in eine neue Zeit begingen, machten die Indianer - vor allem Südamerikas - auf '500 Jahre Unterdrückung' aufmerksam. Diese Perspektiv-Unterschiede sollten nachdenklich machen:

'Von der Konfession zur Profession' könnten nämlich auch die hochprofessionellen Inquisitoren der katholischen Kirche und spanischen Krone vor rund 500 Jahren gerufen haben, als sie versuchten, das ihrer Meinung nach 'dilettantische Kulturschaffen' der Indianer und deren 'Aberglauben' endlich durch die 'Wahrheit' zu ersetzen. ... Man kann nur hoffen, daß die heutigen 'Inquisitoren' unter den Psychotherapieforschern nicht vergleichbaren Schaden anrichten."

Die bisher erwähnten Stellungnahmen zu GRAWE beziehen sich vor allem auf die Einleitung und die Kapitel 1 - 5, die den größten Teil des 885-seitigen Konvoluts einnehmen. Ich möchte mich dagegen explizit dem 40-seitigen Schlußkapitel 6 über „Die Zukunft der Psychotherapie: Umriss einer Allgemeinen Psychotherapie“ zuwenden.

Kritische Auseinandersetzung mit GRAWEs Zukunftsentwurf

Ausgehend von der Frage nach den Gemeinsamkeiten der Therapieverfahren, bei denen GRAWE „eine besonders gute Wirkung festgestellt“ hat (S. 749), benennt er im Verlauf des Kapitels 3 Wirkprinzipien:

An erster Stelle nennt er die „Problemperspektive“, weil sie eine offensichtliche Gemeinsamkeit vieler besonders wirksamer therapeutischer Vorgehensweisen sei (S. 749); er bezeichnet sie sogar als das „mächtigste Wirkprinzip erfolgreicher Psychotherapie“ (S. 750) und betont mehrfach, daß Verhaltenstherapeuten vor allen anderen Therapeuten für die „problemspezifische Implementierung dieses Wirkprinzips“ kompetent sind (S. 751). Schließlich findet er aber doch „ein zweites, gleichrangiges oder annähernd gleichrangiges Wirkprinzip“: die „Klärungsperspektive“. Sie wird seiner Ansicht nach in Therapien angewandt, „in denen vom Therapeuten fast keine aktive Hilfe zur Problembewältigung gegeben wird“ und die trotzdem „zu sehr guten Therapieerfolgen führen“ (S. 751 f.). Schließlich erfährt man, daß es auch noch eine „Beziehungsperspektive“, gibt, und diese erfaßt „diejenigen Merkmale des Therapieprozesses, deren Einfluß auf das Therapieergebnis am besten gesichert ist“ (S. 775).

Ja, da waren es schließlich drei Perspektiven: „Problembewältigungs“- „Klärungs“- und „Beziehungsperspektive“, und jede für sich war jeweils irgendwie die bedeutendste: die erste „die mächtigste“, die zweite „gleichrangig“ und die dritte „am besten gesichert“, obwohl doch eigentlich die erste schon in konkurrenzloser Breitenwirkung erstrahlte.

Nun ist es gemäß GRAWE zunächst so, daß die Wirkungen der „Klärungsperspektive“ „nach einem ganz anderen Wirkprinzip zustandekommen“ als die der „Problemperspektive“. „Es besteht darin, daß der Therapeut dem Klienten hilft, sich selbst, sein eigenes Erleben besser zu verstehen“ (Hervorh. von mir, S. 752), eben durch die „Klärungsperspektive“. Er untermauert dies dann auf der selben Seite noch einmal mit einer Feststellung in umgekehrter Richtung, wonach unter der „Problembewältigungsperspektive“ „ganz andere Vorgehensweisen in Frage kommen“ als unter der „Klärungsperspektive“. Zwei Seiten später erfährt man dann ganz unvorbereitet, daß es „überhaupt ein Mißverständnis (wäre), die Problembewältigungsperspektive und die Klärungsperspektive als Alternativen zu betrachten. Sie stehen in einem Ergänzungsverhältnis zueinander“. Ja noch mehr: „Motivationaler und Fähigkeitsaspekt sind in der psychischen Aktivität untrennbar miteinander verbunden“ (S. 754).

Da mir die Trennung von vornherein nicht recht eingeleuchtet hat, habe ich mich der Mühe unterzogen, noch einmal zu überprüfen, wie denn die Unterscheidung zwischen den beiden Perspektiven zustande gekommen ist. Während GRAWE das Hohelied der „Problemperspektive“ sang, hatte ich keine Schwierigkeiten, ihm darin zuzustimmen, daß „erfolgreiche Problembewältigungen“ „die besten Bausteine für einen guten Therapieerfolg“ sind (S. 751 f.). Erst als er die „Klärungsperspektive“ davon als „ganz anderes Wirkprinzip“ unterschied, fing ich an, mich zu fragen, was denn dann mit „Problemperspektive“ überhaupt gemeint sein könne. Hier liefert die

Begründung GRAWEs dafür, warum Verhaltenstherapeuten, die Profis für die Anwendung der „Problemperspektive“, wenig dazu neigen, sich selbst in eine VT zu begeben, zugleich beeindruckend die gesuchte Aufklärung. Er schreibt nämlich:

„Warum sollte sich ein Mensch mit sehr guten Fähigkeiten und großem Wissen, wie man bestimmte *Probleme* am besten bewältigen kann, in eine Therapie begeben, die vor allem auf *Problembewältigung* ausgerichtet ist? Sein *Problem* liegt ja gerade darin, daß er diese an und für sich vorhandenen Fähigkeiten nicht für sich nutzen kann“ (S. 753, *kursiv* von mir).

Eine Unterscheidung zwischen Problem- und Klärungsperspektive, wie GRAWE sie vornimmt, ist also offenkundig nur möglich, wenn man in sprachschöpferischer Unbekümmertheit nichts dabei findet, einerseits davon auszugehen, daß es verschiedenartige Probleme gibt, zugleich aber festzustellen, nur bei einem bestimmten Problem handele es sich um ein Problem. Hier offenbart sich das Geheimnis, wie es GRAWE fortan möglich ist, bei aller verbal als irgendwie jeweils gleich überragend geschilderten Bedeutung jeder der drei von ihm benannten Perspektiven, doch immer wieder festzustellen, daß die eine, die der Verhaltenstherapie, die „Problemperspektive“ nämlich, doch noch „gleicher“, sprich: überragender, ist. Daß er sie „die mächtigste“ genannt hat, verliert so jede Rätselhaftigkeit. Sie ist die „mächtigste“ Perspektive kraft des Zauberworts „Problem“, das die alles umfassende Perspektive und zugleich eine von drei dieser hierarchisch nachgeordneten Perspektiven definiert.

Einen ähnlichen Umgang pflegt er mit anderen Begriffen: z. B. mit dem Begriff „Kognition“. Zum einen ist dieser Begriff schon durch die „Problemperspektive“ (als eine von dreien) definiert, zum anderen „scheinen die sogenannten kognitiven Therapien“, wie er sagt, „eine Mittelstellung zwischen einem klärungsorientierten und einem (problem-) bewältigungsorientierten Vorgehen“ einzunehmen, was vielleicht „eine der Ursachen ihrer guten Wirksamkeit“ sei (S. 773). So öffnen sich auch dem Begriff „Kognition“ ungeheure Bedeutungsmöglichkeiten, von denen GRAWE dann in der Folge, wann immer es ihm ein Bedürfnis ist, sich oder die „Problemperspektive“ „mächtig“ strahlen zu lassen, Gebrauch macht.

Was aber ist nun „aktive Hilfe zur Problembewältigung“ alias „Problemperspektive“ alias „Bewältigungsperspektive“ alias „Fähigkeitsaspekt“, entkleidet man dieses begriffliche Chamäleon seiner alle logischen Grenzen sprengenden urmütterlichen Allmacht? Es verliert diese Allmacht, sobald man nach seiner logischen Position im Kontext des von GRAWE so genannten „dreidimensionalen Raumes“ (S. 785) fragt, den es mit „Klärungs-“ und „Beziehungsperspektive“ teilt? Dann löst sich sogleich der Nebel allgemeiner und in sich widersprüchlicher Behauptungen über die Bedeutung und die Wirksamkeit der „Problemperspektive“ und sie entpuppt sich als sprachlich aufgepeppt klassisch-verhaltenstherapeutische Methode der Konditionierung und ihrer schauerhaften pädagogischen Vor- und Nachläufer wie Dressur, Einbahn-Belehrung und Einbimsen. Damit ist auch charakterisiert, was bei ihm „Kognition“, verstanden ohne Vereinnahmung der anderen Perspektiven, bedeutet. Kognition bedeutet dann (nämlich im Rahmen der „Problembewältigungsperspektive“, ebenfalls verstanden ohne Vereinnahmung der beiden anderen „Perspektiven“) also lediglich so etwas wie: Wissen, wie man eine Fahrkarte löst, ein Glas Bier trinkt, einen Fahrstuhl bedient etc... (also Angelerntes, Adressiertes, nicht auch in seiner *Bezogenheit* Verstandenes, Begriffenes, *Geklärtes*).

Dies macht GRAWEs Auffassung mitvollziehbar, wonach Verhaltenstherapeuten, überhaupt Therapeuten und alle, die jung, attraktiv, redegewandt, intelligent und erfolgreich sind, wenn überhaupt, dann einer „klärungsorientierten Therapie“, nicht aber der Verhaltenstherapie (hier von ihm implizit definiert durch die „Problemperspektive“ als eine von dreien) bedürfen. Daß er die „Problemperspektive“ andererseits im Unterschied zur „Klärungsperspektive“, als die Perspektive der Wahl für „echte“ Patienten bzw. solche, die mit „einer erheblichen psychopathologischen Symptomatik“ belastet sind (S. 753), propagiert, offenbart, was er von Menschen hält, deren psychische Störungen sie daran hindert, Psychotherapeut oder sonstwie erfolgreich zu sein.

Doch, wie schon erwähnt: Einige Seiten später gilt plötzlich, daß es ein Mißverständnis wäre, Problem- und Klärungsperspektive als Alternativen zu betrachten (754). Es gibt noch einmal 20 Seiten später einen weiteren Satz dazu, den ich Ihnen nicht vorenthalten möchte; er beginnt:

„Menschen, auch Patienten ... „

- Ist nach diesem Satzbeginn wirklich noch von Bedeutung, wie GRAWE fortfährt? - Es sei zitiert:

„Menschen, auch Patienten lassen sich nicht entweder auf den Fähigkeitsaspekt oder auf den motivationalen Aspekt reduzieren“ (S. 774)?

Unbestreitbar ist, daß GRAWE den größten Teil seines Zukunftskapitels der Suche nach einer „Allgemeinen Psychotherapie“ widmet, die auf theoretischen Konzepten aufbaut, „in denen motivationaler und Fähigkeitsaspekt miteinander verschmolzen sind“ (S. 755). Nach einer Zwischenstation bei dem Konstrukt des „Planes“ von MILLER, GALANTER und PRIBRAM, das er schließlich wieder verwirft, weil es nicht erkläre, wie sich Individuen verändern, stellt er fest:

„Gerade diese Frage rückt jedoch ein anderes Konstrukt in den Mittelpunkt, das alle Vorzüge des Plan-Konstruktes mit diesem teilt, aber zusätzlich ausdrücklich konzipiert, wie Individuen sich verändern. Es handelt sich um das Konstrukt des 'Schemas',“ (S. 756).

Damit ist GRAWE bei PIAGET als Grundlagenstifter für eine „Allgemeine Psychotherapie“ angelangt. Und dann zitiert er knapp 10 Seiten lang aus einem von ihm (von GRAWE, nicht von PIAGET) 1986 veröffentlichten Aufsatz „Schema-Theorie und Interaktionelle Psychotherapie“:

Nun beruft er sich für sein Schema-Verständnis gleich zu Beginn des Zitats aber nicht nur auf PIAGET, sondern von vornherein auch auf NEISSER. Man kann deshalb nicht so genau sagen, auf wen er sich jeweils bezieht. Immerhin erkennt man bald Begriffe PIAGETs wieder, z. B. in der Feststellung:

„Jede Individuums-Umgebungs-Interaktion hat nach PIAGET eine assimilierende und eine akkomodierende Komponente. Schemata sind daher ihrem Wesen nach grundsätzlich als in Entwicklung begriffen anzusehen. 'Triebkraft' dieser Entwicklung ist der dialektische Prozeß von Assimilation und Akkomodation“ (S. 758)

Und er fährt fort:

„All unser Erleben und Verhalten ist Produkt der jeweils aktivierten Schemata. Es entsteht im Bemühen, Wahrnehmungen im Sinne der aktivierten Schemata zu erzeugen. Zu einem erheblichen Teil kann es als direktes Mittel im Dienste oder als Erfüllung dieses Ziels angesehen werden“ (S. 758).

Diese PIAGET-Interpretation führt GRAWE folgerichtig zum „radikalen Konstruktivismus“ (auch als „Autopoiese“ bekannt):

„Wir suchen solche Situationen auf oder stellen sie her, die für unsere Schemata relevant sind, und sind bemüht, uns in unseren Transaktionen mit diesen Situationen im Sinne unserer Schemata zu reproduzieren. MATURANA (1982) hat diese sich selbst reproduzierende Aktivität lebender Systeme als *Autopoiese* bezeichnet“ (S. 759).

Erstaunlicherweise findet GRAWE dann aber über PRIGOGINE und „dissipative Strukturen“ und „kleinere Fluktuationen“, die in

„Systemen, die sich bereits stark in Ungleichgewichtszuständen befinden, autokatalytisch verstärkt werden und das System in eine noch unwahrscheinlichere autopoietische Struktur übergehen lassen“,

doch auch wieder ein wenig, so kann man (auch wenn man nicht für möglich hält, daß sich MATURANA und PIAGET so einfach miteinander in Einklang bringen lassen) interpretieren, in die Nähe PIAGETs und NEISSERs mit der Aussage:

„Eine befriedigende Konzeption menschlicher Entwicklungsprozesse ist nur möglich, wenn wir mit einem Konstrukt arbeiten, das Individuum und Umgebung von vornherein *interaktionell* verschränkt. Das Konstrukt des Schemas wird inhaltsleer ohne den immanenten Bezug auf reale Transaktionen mit der Umgebung. Sie sind der Motor der psychischen Entwicklung ...“ (S. 759).

Man kann in diesem Teil wie auch im Schlußteil des Kap. 6, wo er zur Vervollständigung seines angeblich „dreidimensionalen Raumes“ noch die „Beziehungsperspektive“ auf die selbe logisch (beziehungs-)gestörte Art und Weise wie zuvor fast jede Überlegung einführt, immer wieder darüber staunen, wie GRAWE den einen oder anderen Autor zustimmend erwähnen und was er zugleich als weiterführende Erkenntnis formulieren kann: Z. B. werden FROMM und (an späterer Stelle - 776 - auch) SULLIVAN zustimmend erwähnt und zugleich wird als „eine der folgenschwersten Fehlkonzeptionen des psychoanalytischen Modells“ die „Aufdeckung von ‘Unbewußtem’“ (S. 762) gebrandmarkt. Insbesondere gegenüber der Psychoanalyse beweist er geübten Umgang mit „Zuckerbrot und Peitsche“ (was einen aber bei einem gestandenen Vertreter klassischer VT auch nicht allzusehr verwundern muß).

Manchmal könnte allen Humanistischen Psychologen und Tiefenpsychologen aller Richtungen geradezu das Herz aufgehen, z. B. bei so „gnadenlos“ richtigen Hinweisen wie:

„daß sich Psychotherapie immer in zwischenmenschlichen Beziehungen abspielt und die Qualität dieser Beziehungen nachweislich einen sehr großen Einfluß auf das Therapieergebnis hat“ (S. 781).

Mich erinnerte das jedoch beim Lesen an einen Gastgeber, der jedem Gast aufs herzlichste versichert, er sei ihm der allerliebste; aber nur einem flüstert er zu: „Nachher werfen wir die ganzen Nieten raus, und dann hole ich für uns beide eine wirklich gute Flasche Wein.“ Als ich zu Ende gelesen hatte, war mir diese Anmutung auch verständlich geworden: Da wildert einer ungeniert in psychologischen und psychotherapeutischen Nachbargärten, bastelt aus kaum Halbverstandenen (wie auf den nächsten Seiten weiter belegt wird) ein unsäglich in sich widersprüchliches „Zukunfts“-Konglomerat zusammen und behauptet dann:

„Die von der empirisch orientierten Psychotherapieforschung erarbeiteten Fakten lassen sich nicht in das Prokrustesbett der Therapieschulen einpfirchen“.

Dann gibt er sich mal wieder versöhnlich:

„Wir erheben ... nicht den Anspruch, das Ei des Kolumbus erfunden zu haben“ (S. 774).

Und dann wieder ist er ganz unerbittlich:

„Vieles jedoch, was die einzelnen Therapieschulen anbieten, ist nicht nur verzichtbar, sondern ausgesprochen hinderlich für die wissenschaftliche Weiterentwicklung auf dem Gebiet der Psychotherapie und die Installation einer wissenschaftlich fundierten, professionellen Versorgungspraxis, die den möglichen gesellschaftlichen Nutzen der Psychotherapie voll ausschöpft“ (S. 775).

Hier offenbart sich GRAWE unüberlesbar als Verantwortung nicht scheuendes *Zoon politikon*. Das darf man über ihn sicher, ohne ihm weh zu tun, sagen, auch wenn er sich nicht ausdrücklich auf ARISTOTELES beruft. Ob man diesem Olympier der Psychotherapie überhaupt noch wehtun kann? Z. B. mit der Vermutung, daß es ihm gar nicht um gesellschaftlichen Nutzen, sondern um die Ausschaltung lästiger Konkurrenten im Kampf um die staatlichen Fleischtöpfe geht. Als stringent ist in seinen „Umrissen einer Allgemeinen Psychotherapie“ nämlich nur so etwas wie eine Linie der (Selbst-)Behauptung oder, vielleicht besser, des Machtwillens inmitten einer Welt von Undurchschautes und Unverstandenen zu erkennen.

Wenn GRAWE Namen nennt, scheint mal die schlichte Absicht im Vordergrund zu stehen, sich als Kenner wichtiger Entwicklungen auszuweisen, mal die Absicht, sich als jemand zu profilieren, der etwas noch besser weiß, als ein anderer, der schon hohes Ansehen genießt. Wenn er Methoden, Begriffe oder Theorien nennt, scheint neben den genannten Absichten auch die wirksam zu sein, bestimmte (Forschungs-)Felder schlicht mit

dem Namen GRAWE zu besetzen. In hemmungsloser Weise schlägt er diesen Weg bei der Verwertung des geistigen Erbes eines der bedeutendsten Psychologen dieses Jahrhunderts ein: Jean PIAGETs (s. u.). Der ist allerdings auch tot und kann sich nicht wehren. Oder sollte dies ein engagierter legitimer Schüler doch schon für ihn getan haben?.

Ein Beispiel dafür, wie GRAWE jemanden, der zu Weltruhm gelangt ist, für sich als Verhaltenstherapeuten vereinnahmt, ist die Art und Weise, wie er mit BANDURA umspringt (vgl. aber auch seinen Umgang mit LAZARUS). Ausgerechnet BANDURA benutzt er, um sich auch noch als der „bessere“ Verhaltenstherapeut zu profilieren; ausgerechnet BANDURA dient ihm als Prototyp eines Verhaltenstherapeuten, der die „Problem-bewältigungsperspektive“ unter bemängelnswerter Vernachlässigung der „Klärungsperspektive“ „sehr differenziert ausgearbeitet“ habe (S. 754). Man kann darüber rätseln, wie er BANDURAs Feststellung deutet:

„Behavioristische Theorien haben sich zu sehr mit der Ausführung beschäftigt, aber die Bedeutung interner Determination sehr vernachlässigt ...“ (1976, S. 218).

Dies war einer der Kernsätze BANDURAs in einer Rede, die er, der in den sechziger Jahren tatsächlich noch strenger Behaviorist war, 1974 als Präsident der APA auf deren Jahrestagung hielt und in der er einen radikalen Paradigmenwechsel vollzog (deutsch: 1976). Er versuchte nicht wie GRAWE, durch pauschale und geschichtsklitternde Vereinnahmung all dessen, was immer schon vernünftig war, behavioristische Lerntheorien und darauf gründende Verhaltenstherapie zur Grundlage einer „Allgemeinen Psychotherapie“ hochzustilisieren. Er gestand vielmehr kurzerhand ein, daß er als Verhaltenstherapeut, bedingt durch ein unangemessen verkürztes Menschenbild, bestenfalls der Erkenntnis einer Halbwahrheit gedient hatte.

Für ihn kam es von da an darauf an, Menschen nicht länger „als mechanische Puppen“ zu betrachten, „die von Umweltkräften gelenkt werden“ (S. 206). Ganz im Gegensatz zu GRAWE erkennt er den Irrtum, der darin besteht, Menschen in Begriffen des Mechanischen zu beschreiben und therapieren zu wollen. Indem GRAWE an ihm kritisiert, bei ihm spiele der „motivationale Aspekt“ „in der theoretischen Erklärung von Verhaltensänderungen überhaupt keine Rolle“ (S. 754), gibt er zu erkennen, daß er die entscheidenden Entwicklungen BANDURAs nicht mitvollzogen hat.

BANDURA halbwegs verstanden zu haben und gerecht werden zu können, wäre keine ganz schlechte Voraussetzung dafür gewesen, PIAGET zu verstehen. Doch GRAWEs Umgang mit dessen Begriff „Schema“ strotzt von mechanistischen bzw. unter „Homunculus-Sprache“ (MÜLLER, 1984) einzuordnenden Formulierungen wie „jedes Motiv braucht umgebungsbezogene Fähigkeiten“ (S. 754), „wichtigste(r) Teil des Schema-Konstrukts ist seine *motivationale*, die psychischen Prozesse energetisierende Komponente“ (S. 758), „all unser Erleben und Verhalten ist Produkt der jeweils aktivierten Schemata“ (S. 758), „die *bewußten Kognitionen* sind ... eine von Schemata gesteuerte psychische Aktivität“ (S. 760), aber zugleich, „ebenso wie die Emotionen, ein stetiger Begleiter der schemagesteuerten psychischen Aktivität und spielen darin eine wichtige funktionale Rolle“; dies oder jenes hängt damit zusammen, „daß die regulierende Aktivität von Schemata stets von *Emotionen* begleitet ist“ (S. 762) oder daß „wir ohne unser Hinzutun mit Situationen konfrontiert werden, die unsere Ziele bedrohen, enttäuschen usw.“ (S. 762) - wohlgemerkt: Die bedrohen nicht etwa uns (mich, Dich oder Sie), sondern unsere Ziele. Auch gibt es „emotionale Schemata“ mit einem „Selbstzweck“ (S. 763) oder spezielle „Kognitionen“, die sind „keine rein 'kognitive' Angelegenheit, sondern sie sind immer mit Emotionen verbunden“ (S. 771); die Beispiele ließen sich fortsetzen.

Man muß kein ausgesprochener PIAGET-Spezialist sein, um zu erkennen, daß das alles mit diesem so viel zu tun hat wie etwa ein Wolpertinger¹ mit einem blühenden Rosenbusch. Aber abgesehen vom generellen Mißbrauch der Auffassungen PIAGETs nimmt GRAWE auch direkte Manipulationen an Begriffen PIAGETs vor, ohne sie als solche zu deklarieren: So behauptet er:

„Ebenso wie PIAGET (a.a.O) bezeichnen wir diese unmittelbar handlungssteuernde Komponente von Schemata als Pläne“ (S. 758; bei der Publikation, auf die er sich ohne Seitenangabe bezieht, handelt es sich um das 1981 auf Deutsch erschienene Bändchen „J. PIAGET über J. PIAGET“).

In der Folge spricht er dann u. a. von der „Zielkomponente des Schemas“ (S. 758) oder beobachtet eine „auf das Erreichen bereits bestehender Ziele ausgerichtete Aktivität der Schemata“ (S. 760). In dem Bändchen gibt es dergleichen nicht, vielmehr schreibt PIAGET (S. 84), daß

„Vorstellungen an sich... keine Pläne sind. Wir werden deshalb den Begriff 'Schemata' benutzen, um sie zu bezeichnen. Ein Schema ist eine vereinfachte Vorstellung (z. B. die Lagekarte einer Stadt), während ein Plan repräsentiert, was sich in einer Handlung wiederholen und generalisieren läßt.“

Auch die Übersetzer weisen auf S. 128 ausdrücklich auf diese Definition PIAGETs hin, um der Vermengung von „Plan“ und „Schema“ entgegenzuwirken. Von einer „Zielkomponente des Schemas“ (GRAWE, S. 758) ist ohnehin keine Rede.

Wie mag es dazu kommen, daß ein ordentlicher Psychologieprofessor einen seiner bedeutendsten Kollegen dieses Jahrhunderts schlampiger rezipiert, als er es einem Studienanfänger in seinem ersten Seminarreferat durchgehen lassen dürfte? Zur Beantwortung dieser Frage kann man sich von PIAGET anregen lassen (in dem erwähnten Bändchen, S. 46 f.):

„Wenn die Assimilation die Akkomodation übertrifft (d. h. wenn die Merkmale des Objekts nur insoweit berücksichtigt werden, wie sie mit den gegenwärtigen Interessen des Subjekts übereinstimmen), entwickelt sich das Denken in egozentrische oder sogar autistische Richtung. Die häufigsten Erscheinungsformen dieser Situation im kindlichen Spiel sind die 'Symbol-' oder Fiktionsspiele, in denen die dem Kind zur Verfügung stehenden Objekte nur dazu verwendet werden, das zu repräsentieren, was das Kind sich in der Phantasie vorstellt.“

Der Blick auf GRAWEs Zukunftsperspektive hat nun leider nur ergeben, daß sie zwar von vollmundigem Fortschrittsglauben getragen wird, von Fortschritt aber nur in dem Sinne zeugt, daß munter fortgeschritten wird auf dem selbst in ihrem Ursprungsland längst als fragwürdig geltenden Weg älterer amerikanischer Lerntheorien, das lebensferne Reiz-Reaktions-(Black-Box-)Modell des orthodoxen Behaviorismus durch Einfügung von theorieinkonsistenten sog. intervenierenden Variablen und schließlich durch alle logischen Widersprüche nivellierenden Mißbrauch mathematisch-statistischer Prüfverfahren - gewissermaßen am Tropf durch Zuführung fremden Lebenssaftes - weitervegetieren zu lassen. METZGER sagt dazu schon 1972:

„Was den Psychologen ... überhaupt fehlt, ist eine kritischere Haltung gegenüber den angelsächsischen Dogmen, einerseits gegenüber dem Positivismus und andererseits, was ja zum Teil in dem Positivismus drinsteckt, gegenüber dem Empirismus. Die internationale psychologische Wissenschaft hat zum Teil die Charaktere der Wissenschaftlichkeit schon eingebüßt, weil man, um mindestens scheinbar Positivist zu bleiben und um den empirischen Ansatz zu retten, anfängt, zu Tricks zu greifen, indem man dasjenige, was eigentlich nicht in diese Theorien hineinpaßt, einfach so umbenennt, daß es noch hineinzupassen *scheint*. ...Was z. B. die Lerntheoretiker sich an einfachen Umbenennungen erlauben, bloß damit es so aussieht, als ob der Ansatz von THORNDIKE noch stimmte, das gehört schon vors Gericht“ (1972 in PONGRATZ, TRAXEL und WEHNER, S. 226 f.).

¹ Dazu in: Der große Brockhaus, Kompaktausgabe Bd. 24, 127, 1983: "Phantom in Tiergestalt mit bes. wertvollem Pelz (v. a. in Bayern Ulkfigur). Von ihm wird gesagt, man könne es um Mitternacht bei Mondenschein sehen und fangen (...). Sein Ursprung ist noch nicht erforscht."

Die GRAWEsche Variante besteht darin, daß er gleich eine Reihe von Autoren und Theorien in entscheidender Hinsicht andersartiger Provenienz annektiert - ohne sich auch nur ein klein wenig fortzubewegen von der klassisch beschränkten behavioristischen Welt- und Menschensicht, derzufolge sich in einem wie auch immer begründeten Interesse Beliebiges zusammenleimen läßt: Gute Gedanken, sinnvolle Forschung und deren Ergebnisse verkommen unter seiner Feder oder, richtiger wohl, seiner Tastatur zu beliebig verwertbaren, ihres sinnvollen Zusammenhangs beraubten Versatzstücken.

So bleibt es auch folgenlos, wenn er, die eine oder andere Forschungsarbeit referierend, erfreulich Richtiges meldet, etwa Bestätigungen dessen, was FREUD, ADLER, JUNG oder MORENO schon vor 80 Jahren wußten und veröffentlicht haben. Ja, er kommt zwar selbst auf die wirklich nicht schlechte Idee, daß außer der speziellen sogenannten Psychotherapieforschung Forschungsergebnisse aus anderen psychologischen Forschungsgebieten eine wichtige Rolle für eine „Allgemeine Psychotherapie“ spielen sollten. Doch er drischt zwischen intermittierenden Lobeshymnen auf die Verhaltenstherapie weiter undifferenziert auf den „Psychotherapieschulsumpf“ oder die „Sekten“ ein, ohne auch nur einmal einen Gedanken an die Möglichkeit zu verschwenden, empirisch die Frage zu untersuchen, in welchem Ausmaß die im Rahmen der Allgemeinen Psychologie (Wahrnehmung, Motivation), der Pädagogischen Psychologie, der Entwicklungs-, der Persönlichkeits-, der Ausdrucks-, der Sozialpsychologie erforschten Wirkprinzipien Eingang in Theorie und Methodik der verschiedenen Therapierichtungen gefunden haben.

Die „empirische Untersuchung“ ist für ihn eben gelaufen, ob sie mit den in seinem Zukunftskapitel geäußerten Ideen etwas zu tun hatte oder nicht. Ein wenig von seinem angeblichen Gewährsmann PIAGET begriffen habend - dessen bin ich gewiß - hätte er bemerkt, daß er sich mit seiner „Psychotherapieolympiade“ vor allem selber als orthodoxer Vertreter einer Psychologie- und Psychotherapieschule profiliert.

Gewonnen ist nun mal gewonnen. Die VT à la GRAWE hat gewonnen; und das reicht aus, um deftig zu fordern:

„Die Theorien und Ideologien der verschiedenen Therapieschulen gehören dezidiert zum abzuwerfenden Ballast. Sie haben ihre Schuldigkeit getan“ (S. 786).

Wenn es nur nicht gerade GRAWE wäre, der Vorsitzende der Jury und Testsieger zugleich, der dies behauptet! Es gilt, unsachlichen Schulenstreit zu überwinden. Aber die Überwindung kann wohl kaum darin bestehen, dem Aufruf zu folgen: Die Glaubenskriege müssen aufhören. Ab jetzt müssen alle glauben, was ich glaube!

Warum sollte kein Verhaltenstherapeut Verbündeter in dem Bemühen sein, unfruchtbaren Schulenstreit zu überwinden? Denn selbstverständlich kann auch jemand Verhaltenstherapeut sein im Sinne einer ehrenwerten und vor allem nützlichen therapeutischen Kompetenz, ohne damit zugleich gefangen zu sein in der epistemologischen Tradition, aus der heraus sich VT entwickelt hat. Als Psychotherapeuten, auf die dies zutrifft, dürfen sicher Arnold LAZARUS und Albert BANDURA gelten, auf die sich zwar auch GRAWE beruft, leider aber ohne auf deren entscheidende Leistungen einzugehen.

GRAWE verschmiert Namen, Gedanken, Theorien, Publikationen ineinander. Träte er nicht als Wissenschaftler und Psychotherapeut an, könnte man ihn statt einen Schmierfinken vielleicht einen Performance-Künstler nennen.

Die Zukunft der Psychotherapie am Beispiel PIERINGER

Über die Kritik an GRAWE zu einer konstruktiven Stellungnahme für eine zukünftige Psychotherapie zu gelangen, erschien mir schier unmöglich. Deshalb habe ich als Reibungsfläche für den konstruktiveren Teil meiner

Auseinandersetzung mit dem Thema einen anderen Beitrag zur gegenwärtigen Diskussion um eine schulübergreifende Psychotherapie ausgesucht.

Bei der Suche nach einer angemessenen Ordnung der Psychotherapie lohnt sich unter den neueren Beiträgen dazu die Lektüre eines Aufsatzes von PIERINGER (1994) in *Psychotherapie Forum* 2, Heft 3, 121-127 über „Die Methoden der Psychotherapie jenseits des Schulstreits“. Hier schreibt jemand, dem das Wort „Ganzheit“ oder das Ziel einer schulübergreifenden Psychotherapie nicht wie GRAWE zu Versatzstücken für technokratisch orientiertes Machtinteresse verkommen sind.

Anknüpfend an wissenschaftstheoretische Systematisierungsversuche vertritt PIERINGER die Auffassung, daß alle grundlegenden wissenschaftlichen Theorien und Methoden in den etablierten Psychotherapieschulen, mal mehr die eine, mal mehr die andere, eine Rolle spielen (S. 122) und daß diesen wiederum vier Erkenntnismethoden zugeordnet werden können, die schon in der Antike beschrieben worden sind. Damit hat er sich schon gegen die Propagierung eines naiven Fortschrittsglaubens entschieden.

Auch er verweist auf PIAGET, und zwar als Hintergrund seines Bemühens um eine *genetische* Ordnung der grundlegenden Erkenntnismethoden im Interesse differentialdiagnostisch begründeter psychotherapeutischer Interventionen.

In aus seiner Sicht genetischer Reihenfolge nennt er dann die von ihm aus der wissenschaftstheoretischen Literatur entnommenen grundlegenden Erkenntnismethoden:

1. Phänomenologische Methode; 2. Dialektische Methode; 3. Empirisch-analytische Methode; 4. Hermeneutische Methode.

(Ordnungsziffern von mir, obwohl implizit bei PIERINGER enthalten.)

Und dies ist das für mich Interessanteste seines Beitrags: Er ordnet diesen Erkenntnismethoden bestimmte (in der psychosomatischen bzw. medizinisch-anthropologischen Literatur systematisch beschriebene) Arten von Erkrankungen zu, für deren Überwindung eine der genannten Erkenntnismethoden jeweils die angemessenste Art psychotherapeutischen Interventions kennzeichnet. Dabei erweist er sich zugleich als einer der immer noch raren Mediziner, die, wie schon v. UEXKUELL (1963), die psychosomatische Perspektive nicht lediglich auf angeblich sehr spezifische psychosomatische Fälle beschränken, sondern sie als die grundsätzlich angemessene medizinische Perspektive im Umgang mit erkrankten Menschen verstehen.

Nach seiner Systematik entspricht die *phänomenologische Methode* den sog. „existentiellen Erkrankungen“ wie „Krebs“ und „Schizophrenie“, die *dialektische Methode* den sog. „strukturellen Erkrankungen“ wie „Magen-geschwür“ und „endogene Depression“, die *empirisch-analytische Methode* den sog. „konstitutionellen Erkrankungen“ wie „konstitutionelle Hypertonie“ und „Phobie“ und die *hermeneutische Methode* den sog. „funktionellen Erkrankungen“ wie „funktioneller Tremor“ und „vegetative Dysregulation“.

(Ich nenne diese „Erkrankungen“ alle in Anführungszeichen; eine explizite Auseinandersetzung mit der Nomenklatur würde hier zu weit führen; ich kann sie hier so gelten lassen, weil ich nicht bezweifle, daß sie sich auf nachvollziehbare physische und psychische Störungen von Menschen beziehen, die der Behandlung bedürfen.)

Es mag an mir liegen, daß mir die Differenzierung zwischen *dialektischer* und *hermeneutischer* Methode nicht sonderlich einleuchtet. Ich vermute z. B., daß PETZOLD (1988, S. 328) unter „hermeneutischem Vorgehen“ durchaus das subsumiert, was PIERINGER unter „dialektischer Methode“ faßt. Davon abgesehen finde ich die Reihung, d. h. phänomenologische - dialektische - empirisch-analytische Methode, im Hinblick auf die Schwere einer Erkrankung einleuchtend. Was sie in Frage stellen könnte, ist die Erfahrung, daß auch eine „vegetative Dysregulation“ (als sog. „funktionelle Erkrankung“) der Vorbote einer „existentiellen Erkrankung“ sein kann. Einem Mißverstehen seiner Reihung versucht PIERINGER allerdings vorzubeugen, indem er feststellt:

„Die hier getroffene spezifische Zuordnung von bestimmter Erkenntnismethode und bestimmter menschlicher Krankheitsdimension erscheint uns als zwar hilfreiche und gültige Reduktion der Wirklichkeit, aber stets nur als vorübergehende und vorläufige Fixierung statthaft.

Jede Methode für sich vermittelt einen gültigen Teilaspekt der Wirklichkeit. Die einseitige Überbetonung jeder Methode führt mit großer Wahrscheinlichkeit zu selbstgefälliger Isolation und zum Verkünden von Utopien“ (S. 127).

Gemäß PIERINGER, der darin in der Tradition ganzheitlich orientierter medizinischer Forschung steht, bedürfen nichtsdestoweniger die schwersten Erkrankungen, ganz im Gegensatz zur Auffassung GRAWEs, zuallererst des *phänomenologischen* Zugangs. Und er stellt auch fest:

„Die empirisch-analytische Methode kann erst beginnen, wenn über die phänomenologische und dialektische Methode eine Erkenntnis gewonnen und sich eine bestimmte Vermutung gebildet hat“ (S. 125 f.).

Zum Problem der Ordnung in wissenschaftlicher Forschung und psychotherapeutischem Handeln

PIERINGER ist, auch wenn er METZGER erwähnt, unverdächtig, ein Vertreter der Gestaltpsychologie oder gar Gestalttheoretischer Psychotherapie zu sein. Um so erstaunlicher ist es, daß seine Kernaussagen zutiefst mit denen dieser Gestaltpsychologie übereinstimmen (vgl. THOLEY, 1988). METZGER beschreibt den Forschungsweg der Gestalttheoretischen Psychologie als „Weg von oben nach unten“. Und das heißt, daß sinnvolle Forschung mit der möglichst unvoreingenommenen Zurkenntnisnahme und Beschreibung aller Sachverhalte beginnen muß, die sich am Untersuchungsgegenstand, im Falle der Psychologie: an einem Menschen, beobachten lassen. Erst dieses - phänomenologische - Vorgehen eröffnet überhaupt die Chance, Wesentliches zu entdecken und zu erforschen. Wer beispielsweise gleich auf mit vorhandenen Geräten oder statistischen Methoden Meßbares aus ist, begibt sich dieser Chance, reproduziert schließlich nur die in seinen Geräten und Auswertungsmethoden zur Maschine oder, vielleicht noch besser, zur „Masche“ geronnenen Vorurteile.

HOLZKAMP hat schon vor etlichen Jahren offengelegt, wie in der wissenschaftlichen Forschung durch sogenannte „Methodenzentriertheit“ systematisch Blindheit gerade für das Wesentliche erzeugt wird. FEYERABEND hat, ganz ähnliches im Visier, u. a. ein Buch „Wider den Methodenzwang“ veröffentlicht, das ebenfalls, seit es erschienen ist, nichts an Aktualität verloren hat. Und entschieden früher noch hat WERTHEIMER belegt, zu welchen Oberflächlichkeiten ein Forschen führen kann, das phänomenologische Sorgfalt hintan stellt; es führt dazu, daß undsummenhaft addiert wird und obendrein gänzlich Verschiedenartiges (wie z. B. zwei Äpfel plus ein Apfelbaum plus zwei Radieschen gleich fünf Irgendwas). Doch die Produktion so gearteter Artefakte schreitet munter fort.

GRAWE sagt übrigens selbst einmal, bei den Aussagen über die Effektivität psychotherapeutischer Richtungen handele es sich um ein Artefakt (zitiert nach KAISER, 1993, S. 884). Gleichwohl benutzt er diese, wie er sagt, Artefakte, um eine Rangfolge für die Beachtung psychotherapeutischer Richtungen im Rahmen einer gesetzlichen Zulassung in Deutschland zu empfehlen.

Ich neige nicht dazu, jemanden von persönlicher Verantwortung freizusprechen, halte jedoch durchaus für möglich, daß sich hierin zum Teil ein unbegriffenes Gefangensein in jener epistemologischen Tradition äußert, in der meß-methodenzentriertes Vorgehen an die Stelle sorgfältigen Beobachtens und gedanklich-logischen Durchdringens der Zusammenhänge zwischen den Beobachtungsdaten tritt. In dieser Tradition konnte sich ein Denk-Analphabetismus entwickeln, an dem heute die universitäre Forschung insbesondere in den Sozial- und Humanwissenschaften krankt. Nicht mehr, wer unter Beweis gestellt hat, daß er sorgfältig beobachten, wirklich

weiterführende Fragen aufwerfen und, logisch denkend, dem Forschungsgegenstand angemessene Forschungsmethoden entwickeln kann, hat heute die besten Chancen, zum Professor berufen zu werden, sondern wer sich einem sektiererisch festgelegten Methodenkanon unterwirft (vgl. JÜTTEMANN, 1991, S. 19-24), dessen Sinnhaftigkeit nicht mehr am jeweiligen Forschungsgegenstand überprüft wird. Dies gilt leider - Ironie des historischen Prozesses oder, schlichter vermutet, ehrgeiziger Klimmzug einer Reihe von Vertretern eines bislang von den Kollegen allzu mißachteten und entsprechend vernachlässigten Zweigs der Psychologie? - insbesondere für die Klinische Psychologie an den Hochschulen im deutschsprachigen Raum.

Nun müßte man ja spätestens, sobald bestimmte Ergebnisse der Forschung vorliegen, wieder mit dem Denken beginnen, um die Ergebnisse angemessen zu interpretieren, damit sie Handlungsrelevanz erlangen. Der Forscher, der schon die Wahl seiner Forschungsmethode in bezug auf seinen Forschungsgegenstand nicht begründen konnte, ist damit aber restlos überfordert - selbst wenn er denken könnte. Da schon die Wahl der Forschungsmethode in bezug auf den Gegenstand beliebig war, muß nun zwangsläufig die Interpretation dies erst recht sein. Hier ist dann beliebiges Spekulieren die *ultima ratio* wie in GRAWEs Schlußkapitel: logikfreie Selbstbehauptung, pauschale Diffamierung, „autopoietische“ Beliebbarkeit des Gebrauchs von Namen und Begriffen. Erfreulicherweise gab und gibt es Ausnahmen von der Regel.

HOLZKAMP, dem wie METZGER vor über zwanzig Jahren schon ein Verlust des Sinns psychologischer Forschung für den Menschen auffiel, hat einen „Rückzug der modernen Wissenschaftslehre“ auf eine Art Erforschung von „künstlicher Realität“ diagnostiziert. An seinem Vorschlag zur Überwindung dieser „Künstlichkeit“ durch „funktional-historische Analyse“, die der „emanzipatorischen Relevanz“ für Menschen Vorrang gegenüber dem „Bestätigungsgrad von Hypothesen“ einräumt, ist Vieles bedenkenswert. Doch auch so läßt sich die „Künstlichkeit“ aller Forschungsergebnisse nicht aufheben; Wissenschaft war und bleibt „konstruktivistisch“ (nicht zu verwechseln mit „radikal konstruktivistisch“); wie immer Daten gewonnen werden, bleibt ungewiß, ob sie den zu erforschenden Sachverhalt vollständig abbilden und ob ihre gedankliche Verknüpfung - stets eine Konstruktion - wirklich zutreffend die Zusammenhänge wiedergibt.

Wem nun im Unterschied zu HOLZKAMP gar nicht die Idee kommt, nach einem Ausweg aus diesem Dilemma zu suchen, bleibt nur noch die Chuzpe, schlicht zu sagen: Dann produzieren wir halt Artefakte und schauen mal, ob sich aus lebenden Menschen nicht schließlich auch Artefakte machen lassen. Jetzt sind wir wieder beim Niveau der GRAWEschen Psychotherapieforschung. Auf diesem Niveau besteht eben keine Schwierigkeit darin, einerseits festzustellen, daß der „radikale Konstruktivismus“ MATURANAs („radikal“ heißt: Beliebbarkeit des menschlichen Wahrnehmens und Denkens im Hinblick auf das tatsächlich Vorhandene ist natürlich und naturgegeben) zutreffend die menschliche Wirklichkeit abbilde und an anderer Stelle dann, schlicht, *weil es gerade paßt* (und nicht, weil es sich logisch aus den gegebenen Sachverhalten ableiten läßt), zu behaupten, daß, weil das Konstrukt des Schemas sonst inhaltsleer werde, von einem immanenten „Bezug auf reale Transaktionen mit der Umgebung“ ausgegangen werden müsse (S. 759). So zeugt im Zweifelsfall ein Artefakt das nächste. Und jedes ist gleichermaßen beliebig in bezug auf die gegebenen Sachverhalte.

PIERINGER bringt in Übereinstimmung mit der Gestalttheorie solche Chuzpe nicht auf und hat einen anderen Schluß gezogen: Die „empirisch-analytische Methode“ - so bezeichnet er die Anwendung des wissenschaftlichen Diagnose- und Applikations-Arsenals, das als Forschungsergebnis (also als Konstrukt) unabhängig vom jeweils neuen individuellen Fall als Ratgeber bereitsteht wie Landkarten zur Orientierung in einer Landschaft (vgl. KRIZ, 1989) -, diese Methode, so stellt er, wie schon einmal zitiert, fest, kann sinnvollerweise erst beginnen, „wenn über die phänomenologische und dialektische Methode eine Erkenntnis gewonnen und sich eine bestimmte Vermutung gebildet hat“ (S. 125 f.), darüber nämlich, in welcher „Landschaft“ man sich überhaupt befindet.

Die Alternative ist demnach nicht: „konstruktivistisch“ oder „nicht konstruktivistisch“; sie heißt in bezug auf wissenschaftliche Forschung: schlechtere oder bessere Konstrukte. Der METZGERsche Weg „von oben nach unten“ beginnt deshalb mit „Phänomenologie“. Und der zweite Schritt besteht, wie in der Reihung PIERINGERS in bezug auf die Schwere einer Störung, in der „dialektischen Methode“. Sie kennzeichnet beim gestalttheoretischen Forschungsweg die gleichberechtigte Partnerschaft zwischen Versuchsperson und Forscher. Unter den Gestalttheoretikern war es insbesondere LEWIN, der die „dialektische Methode“ als Methode psychologischen Forschens detailliert beschrieben und wissenschaftstheoretisch begründet hat. Sie wurde unter dem Begriff „Aktions- bzw. Handlungsforschung“ bekannt und anerkannt; doch trotz ihrer Anerkennung führt sie bis heute ein Schattendasein in der psychologischen Forschung. Die Gründe dafür sind leicht auszumachen: Es ist für den Forscher beschwerlich, wenn im Forschungsprozeß sein eigenes Wahrnehmen und Denken nicht weniger auf dem Prüfstand steht, als das seiner Versuchsperson. Er muß sich selbst wie seine Vp. als Teil des Forschungsprozesses begreifen; und er muß sich stets auf einen Prozeß einlassen, dessen Ausgang ungewiß ist.

Pflegt man dagegen die längst *ad absurdum* geführte Fiktion, man wäre in der Rolle eines unbeeinflussbaren und nicht beeinflussenden Beobachters, der weiß, was es zu beobachten gilt und wie die so gewonnenen Beobachtungsdaten auszuwerten sind, hat man von vornherein die Kontrolle über das, was als Forschungsergebnis herauskommt und kann rasch mit im Zweifelsfall zumindest kurzfristig karriereträchtigen Ergebnissen aufwarten. Beim Stand heutiger epistemologischer Forschung kommt nur sträfliche Naivität oder gewissenloser Geltungsdrang als Motor dieser Art Forschung in Frage. Die Kultur- und Wissenschaftsseiten unserer Tageszeitungen sind voll von Nachrichten über die psychologischen und medizinischen Eintagsfliegen, die so hervorgebracht werden.

Diejenigen unter Ihnen, die den sogenannten empirischen Teil im Buch des GRAWEschen Forschungsteams gelesen haben, mögen sich einmal fragen: Ist da etwas herausgekommen, was man in Kenntnis der Forschungsmethode und des Forschungsgegenstandes, ohne Hellseher zu sein, ja ohne überhaupt besonders helle zu sein, nicht bis ins Detail hätte voraussagen können

Es konnte gar nichts Neues und Weiterführendes entdeckt werden, weil aus einem Computer eben nichts Sinnvolles herauskommen kann, das nicht zuvor eingegeben wurde. Und so ist das in der Regel, wenn die von PIERINGER als „empirisch-analytische“ bezeichnete Methode an erster Stelle kommt.

Natürlich kann es sein, daß jemand naiv genug ist, davon auszugehen, daß Methoden, die ihm einmal beigebracht wurden, stets als Detektoren auf der Suche nach Schätzen - sprich: Wahrheit - funktionieren. Im Falle der Psychotherapie-Effektivitätsforschung à la GRAWE bestimmten Wertmaßstäbe - man könnte auch sagen: Vorurteile -, die unter Vermeidung einer inhaltlichen Auseinandersetzung mit den Untersuchungsgegenständen vorweg festgelegt waren, die Datengrundlage, die dann statistischer Analyse unterzogen wurde. In welchem Ausmaß z. B. die Gestalt-Therapie als „Black Box“ Opfer sachfremder Bewertungsmaßstäbe werden mußte, belegt der von frappierender Unkenntnis zeugende Abschnitt über ihre Methoden und Ziele.² Das belegt aber auch nur einmal mehr, daß die inhaltliche Auseinandersetzung mit Therapieschulen in dieser Art von Effektivitätsforschung lediglich etwas künstlich, ohne inneren Zusammenhang, Aufgesetztes ist.

² In Kap. 4 findet sich unter "4.3.3 Gestalttherapie" die Definition: "Nach PERLS (...) ist es besonders wichtig, im Augenblick zu leben, und die Techniken der Gestalttherapie sollen dem Klienten dazu verhelfen, daß er seine gegenwärtig vorhandenen Bedürfnisse erlebt und sie ohne Zögern und Unbehagen, so wie sie auftauchen, befriedigen kann" (Herv.hebung v. mir, 111). Kann ja sein, daß GRAWE letzteres mit viel Sympathie für das "Schwellenverfahren Gestalt-Therapie" irgendwo gelesen hat - das Ausmaß, in welchem es nicht nur in seinem Schlußkapitel an gedanklicher Disziplin mangelt, macht dies sehr wahrscheinlich -, ich hoffe jedenfalls sehr, daß sich niemand Gestalt-Therapeut nennt, der so mißverständlich aus dem Zusammenhang gerissene Sätze von PERLS als "des Pudels Kern" mißversteht.

Es sollte klar geworden sein, daß die Methoden-Reihung PIERINGERS in bezug auf den Schweregrad von Erkrankungen zugleich als angemessene Reihenfolge für wissenschaftliches Forschen Geltung haben muß. Erst indem die phänomenale Wirklichkeit des Menschen von den ganzheitlich orientierten psychologischen Schulrichtungen vorbehaltlos als wissenschaftlicher Forschungsbereich akzeptiert wurde - insbesondere im Rahmen der psychologischen Gestalttheorie verbunden mit höchsten Ansprüchen an die experimentelle Sicherung der Befunde -, konnte die Unhaltbarkeit der rein mechanistischen Modelle vom Menschen, wie sie dem Black-Box-Denken im Rahmen des WATSONschen Behaviorismus entsprungen waren, schlüssig belegt werden. In einer Vielzahl von experimentellen Untersuchungen menschlichen Wahrnehmens, Denkens, Fühlens und Handelns stellte sich als wesentliche Eigenschaft der phänomenalen Welten menschlicher Individuen die Fähigkeit zur Selbstregulation, moderner ausgedrückt: zur Selbstorganisation heraus. Damit konnten die für die auf dem Behaviorismus gründenden amerikanischen Lerntheorien gültigen „Grundsätze“ „der natürlichen Unordnung“ und „der Kontingenz bzw. der Beliebigkeit“ im Seelischen überwunden werden (METZGER, 1963, S. 96 f., S. 199 ff.). Genau diesen Schritt hat auch der ehemalige Behaviorist BANDURA 1974 vor der Psychologenschaft Nordamerikas vollzogen. Von da an war auch für ihn klar:

„*Konditionierung* ist einfach ein deskriptiver Terminus für Lernen durch gepaarte Erfahrung, und keine Erklärung dafür, wie die Veränderungen vor sich gehen. Ursprünglich nahm man an, daß Konditionierung automatisch erfolge. ... Selbst wenn Erfahrungen wiederholt paarweise auftreten, lernen Menschen erst, wenn sie erkennen, daß die Ereignisse miteinander korrelieren“ (1976, S. 206).

Was finden wir aber bei GRAWE? Selbst wenn er ganzheitlichem Denken entstammende Begriffe wie die NEISSERS, PRIBRAMS oder PIAGETs verwendet, werden sie in seiner Diktion zu Aggregaten einer Maschine, zu Rädchen eines Automaten. Die Menschenverachtung WATSONs kehrt bei ihm wieder in der gleichermaßen logisch widersprüchlichen wie elitären Abgrenzung zwischen „echten“ Patienten mit schwerer psychopathologischer Symptomatik, die zu beharren sind, und höheren menschlichen Wesen, z. B. Psychotherapeuten, die der klärenden Auseinandersetzung würdig sind.

Läßt das noch Zweifel daran, was der ehemalige Psychologe an der Psychiatrischen Universitätsklinik Hamburg-Eppendorf unter Psychopathologie versteht? PIERINGER jedenfalls kommt aus ganzheitlicher Perspektive zu der Auffassung, daß gerade bei Menschen, die schwerste psychische oder psychosomatische Symptome aufweisen - er nennt sie „existentielle Störungen“ -, die Methode des Rezeptierens nicht zum Erfolg führt, vielmehr gerade in diesen Fällen gilt:

„das Vorgefundene in Liebe und Ehrfurcht anzuschauen, auch wenn es uns ungewohnt und widersinnig erscheint, ja es gilt bewußt auf ... Vorerfahrungen, auf Theorien, Hypothesen und Reduktionen zu verzichten und tradiertes Wissen auszuschalten, wenn wir ursprüngliche, aber uns neu erscheinende Facetten des Lebens erkennen wollen. ... Existentielle Erkrankungen wie Krebs, akuter Herzinfarkt, akute Schizophrenie oder Aids als existentielle Bedrohung des Lebens mit Auflösung vertrauter Strukturen können in ihrem Wesen nur über die phänomenologische Methode erfahren, erfüllt und erkannt werden. ... Empirisch-analytisches Messen und Objektivieren, wie dialektisches Werten, erweisen sich nicht als adäquate Erkenntnisdimensionen für diese Leidensdimension“ (S. 124).

Indem PIERINGER die phänomenologische Methode an die erste Stelle setzt und ihr die dialektische Methode an 2. und die empirisch-analytische Methode an 3. Stelle nachordnet, erteilt er der grundsätzlich besser-wissenschaftlichen Machermentalität, die GRAWEs Therapievorstellungen beherrscht, eine Absage. Für ihn ist klar, daß erst der psychotherapeutische Weg „von oben nach unten“ überhaupt eine angemessene Entscheidung darüber ermöglicht, ob es nun zunächst einmal vor allem um ein vorbehaltloses Anschauen des Vorgefundnen gehen muß, ob alsbald mit der Wechselseitigkeit zwischen Therapeut und Patient voraussetzenden Infragestellung von Persönlichkeitsstrukturen begonnen werden kann oder ob unter Verzicht darauf, sogar schlichte Ratschläge des Therapeuten das Problem des Klienten angemessen und rasch zugleich lösen können. Jeder Therapeut ist

zugleich Forscher, dem es darum gehen muß, das Richtige herauszufinden, und so kann sein Vorgehen sich im Grunde nur darin von dem eines guten Wissenschaftlers unterscheiden, daß er statt eine wissenschaftliche Publikation vorzulegen, jedenfalls zunächst einmal, dem Klienten bei der Erforschung seines Wesens in angemessener Weise dient. Dabei wird ihn, wie KELLY (1958, deutsch: 1965, S. 501) sagt, „ein sehr erfahrener Kollege bei diesem Unternehmen begleiten, jene Person nämlich, deren Persönlichkeit zu untersuchen ist.“

Aus der so charakterisierten epistemologischen Tradition sind die grundlegenden psychotherapeutischen Methoden hervorgegangen, die nicht zuletzt für Gestalt-Therapie und Gestalttheoretische Psychotherapie (aber auch für Gesprächspsychotherapie, Psychodramatische Therapie und manche Weiterentwicklungen und Verzweigungen klassisch-psychoanalytischer Therapie, ja auch von Richtungen der VT, die trotz Beibehaltung dieser Bezeichnung dem neuen Weg BANDURAs folgten) typisch sind. Sie verwirklichen die mit einer Fülle von wissenschaftlichen experimentellen Einzeluntersuchungen aus den verschiedenen Bereichen der Psychologie erforschten Wirkprinzipien.

Wäre das GRAWEsche Forschungsteam bereit gewesen, diesen sachlich relevanten wissenschaftlichen Gemeinsamkeiten der Therapieschulen so akribisch nachzugehen, wie sie dies für oberflächliche und irreführende Unterscheidungskriterien getan haben, hätte ein sinnvoller Beitrag zu einer *Allgemeinen Psychotherapie* entstehen können. So aber konnte GRAWE nur vorführen, daß er im epistemologischen Restmüll des Behaviorismus, einem chaotischen Gemenge aus semi-naivem Physikalismus und Phänomenologismus (zu diesen Begriffen vgl. BISCHOF, 1966), stecken geblieben ist und die pauschale Diffamierung der Psychotherapieschulen als „Sumpf“ und „Sekten“ vor allen anderen ihn selbst trifft.

Es erscheint mir nicht ausgeschlossen, daß GRAWEs Art, für Verhaltenstherapie als Grundlage einer *Allgemeinen Psychotherapie* einzutreten, selbst vielen Verhaltenstherapeuten die Haare zu Berge stehen lassen. Zumindest Andeutungen in diese Richtung liefert ein 1992 von LIEB & LUTZ unter dem Titel „Verhaltenstherapie. Ihre Entwicklung - ihr Menschenbild“ herausgegebener Kongreßbericht. Doch so lange in Deutschland noch für „psychologische Psychotherapeuten“ die Devise lautet: „Streit untereinander schadet uns Psychologen, weil es unserem Gegner, der Ärzteschaft, hilft, das Psychotherapeutengesetz zu verhindern; deshalb seid schön brav!“, so lange wird wohl den Marktschreibern unter den Professoren das Feld der Psychotherapie überlassen bleiben. Zumal es auch allzu gut in die gegenwärtige politische und gesellschaftliche Landschaft paßt, mit Bilanzfälschungen und plumper Werbung (mit „Gütesiegel“ gegen „Wald-und-Wiesen-Institute“, so etwa Hans SPADA laut FR v. 7. 4. 95) Macht zu gewinnen und Geld (versteht sich: zusätzlich zu einem Professorengehalt) zu machen. So haben es die mächtigsten Ärzteverbände vorgemacht. Und unter Klinischen Psychologen, die Hochschullehrer sind, einige gelehrige Schüler gefunden.

Ich hätte geradezu einen Ruf zu verlieren, würde ich nicht mal wieder als Nestbeschmutzer fungieren. Jedenfalls mag ich nicht, ohne mit meinen geringen Möglichkeiten Widerstand zu leisten, schweigend zusehen, wie meinem Selbstverständnis als Psychologe, Psychotherapeut und Psychotherapeutenausbilder in Deutschland von einer zur Monopolisierung der Psychotherapie entschlossenen Clique, zwar nicht seine Legitimität (das geht so einfach nicht), wohl aber seine Legalität entzogen wird. Die Mehrheit in den prägesetzlichen Entscheidungsgremien scheint, wie ich höre, fest entschlossen zu sein, eine undsummenhafte Ausbildungsordnung mit Schwerpunkt auf (Besser-)Wissensvermittlung anstelle von langfristiger therapeutischer Selbsterfahrung in Gruppen durchzusetzen.

Hoffen darf man ja, z. B. darauf, daß Vertreter der Krankenkassen sich selber ein Urteil darüber bilden, welche Art von Psychotherapie ihren Mitgliedern am besten hilft, weil sie es satt haben, sich von den alten Wortführern der Ärzte wie von den selbsternannten neuen der psychologischen Psychotherapeuten gleichermaßen un-

ter dem Vorwand der Qualitätssicherung an der Nase herumführen zu lassen. Sie dürfen sicher sein: Die nächste Kostenexplosion ist vorprogrammiert.

Ich gestehe es offen: Ich halte mich mit Polemik bei Laune. Die Zeichen für eine Psychotherapie, der ein kritisch-realistischen und gestalttheoretischen und dann auch tiefenpsychologischen Ansprüchen genügendes Menschenbild zugrunde liegt, stehen schlecht. Ich weiß keinen Ausweg mit Erfolgsgarantie. Ich weiß aber, daß Standesdenken zu nichts anderem als zu Kumpanei oder, neudeutsch, zu „Amigos“ führt.

Wenn es in erster Linie um Psychotherapie statt um Psychotherapeuten geht, dann kann es für Zusammenarbeit und Zusammenwirken keine unüberwindliche Schranke der Verständigung sein, daß man Psychologe *oder* Mediziner *oder* Sozialarbeiter ist.

Die Stütze, die ich mir gewählt hatte, um zu einer konstruktiven Auseinandersetzung mit dem Thema „Hat Psychotherapie noch Zukunft?“ zu finden, war der Aufsatz eines Mediziners. Ich wünsche und hoffe und halte für möglich, daß spätestens, wenn der Pulverdampf gegenwärtigen Schlachtengetümmels um die Fleischtopfe verhaucht ist, ganzheitlich und phänomenologisch orientierte Mediziner und Psychologen - übrigens hier wie da die zu kreativem und logischem Denken fähige und erkenntnistheoretisch halbwegs kompetente Minderheit - zusammenfinden, um Mitmenschen davor zu bewahren, daß auf sie ein von technisch naiven Psychologen entwickeltes Maschinenmodell angewandt wird.

Zusammenfassung

Nach einer detaillierten Kritik an einem Zukunftsentwurf der Psychotherapie (GRAWE u. a., 1994, S. 749-787), die dem gegenwärtigen Einfluß seines Hauptverfassers durch polemische Schärfe Rechnung trägt, werden eher knapp die grundlegenden anderen psychotherapeutischen Zukunftsvorstellungen eines anderen Autors referiert (PIERINGER, 1994.). Letztere erweisen sich im Schlußteil dieser Arbeit als anregende strukturelle Grundlage für die Auseinandersetzung des Autors mit der Frage nach einer angemessenen Ordnung für Forschungs- und Anwendungspraxis in der Psychotherapie.

Summary

A detailed critique of how GRAWE et al. (1994, pp. 121-127) are viewing the future of psychotherapy, attacking the current influence of its main protagonist with sharp-minded polemics, is followed by a rather brief summary of how PIERINGER (1994) views the future of psychotherapeutic theory and practice.

In the last chapter the concept of PIERINGER turns out to be the inspiring structural ground for the author's discussion of the quest for an adequate order of practice in psychotherapy research and application.

Literatur

- BANDURA, A. (1976). Verhaltenstheorie und die Modelle des Menschen. In: *Lernen am Modell* (S. 205-229). Stuttgart: Klett.
- BISCHOF, N. (1966). Erkenntnistheoretische Grundlagenprobleme der Wahrnehmungspsychologie. In W. METZGER (Hg.), *Hdb. d. Psychologie*, Bd. 1, 1. Halbbd., (S. 21-79). Göttingen: Hogrefe.
- DIEPGEN, R. (1993): Münchhausen-Statistik. Eine Randbemerkung zu einer Argumentationsfigur von Grawe (1992). *Psycholog. Rundschau*, 44 (3), 176-177.
- FEYERABEND, P. (1976). *Wider den Methodenzwang*. Frankfurt: Suhrkamp.
- GELDSCHLÄGER, H. & RUNDE, B. (1994). Professionelle Psychotherapieforschung? Ein Kommentar zu GRAWE u. a. (1994). *Gesalt Theory*, 16(4), 294-300.
- GRAWE, K. (1992). Psychotherapieforschung zu Beginn der neunziger Jahre. *Psycholog. Rundschau* 43(3), 132-162.

- GRAWE, K. (1993). Über Voraussetzungen eines gemeinsamen Erkenntnisprozesses in der Psychotherapie. Eine Erwiderung auf Eysenck und Diepgen. *Psycholog. Rundschau*, 44(3), 181-186.
- GRAWE, K., R. DONATI, F. BERNAUER (1994). *Psychotherapie im Wandel. Von der Konfession zur Profession*. Göttingen: Hogrefe.
- HOLZKAMP, K. (1972). *Kritische Psychologie*. Frankfurt: Fischer.
- JÜTTEMANN, G. (1991). Zwischen Wissenschaft und Glaubenslehre: Psychologie ohne Identität. *Report Psychologie*, 45 (4), 19-24.
- KANNEN v., K. (1994). Psychotherapie im Zeitalter des Fast-Food. Kommentar zu GRAWE u. a. (1994). *Gestalt Theory*, 16(4), 281-293.
- KAISER, E. (1993). Die Olympischen Spiele der Psychotherapie: Das Forschungsgutachten zum Psychotherapeutengesetz. *Psyche*, 47(2), 882-895.
- KELLY, G. A. (1965). Der Motivationsbegriff als irreführendes Konstrukt. In H. THOMAE (Hg.), *Die Motivation menschlichen Handelns*. Köln: Kiepenheuer & Witsch.
- KRIZ, J. (1994). Editorial zu *Gestalt Theory*, 15 (4), 1994.
- KRIZ, J. (1989). Entwurf einer systemischen Theorie klientenzentrierter Psychotherapie. In R. SACHSE, u. J. HOWE (Hg.), *Zur Zukunft der klientenzentrierten Psychotherapie*. Heidelberg : Asanger.
- LAZARUS, A. A. (Hg., 1976). *Angewandte Verhaltenstherapie*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- LIEB, H. & LUTZ, R. (Hg., 1992). *Verhaltenstherapie - Ihre Entwicklung - Ihr Menschenbild*. Stuttgart: Verl. f. Angewandte Psychologie.
- MERTENS, W. (1994). *Psychoanalyse auf dem Prüfstand? Eine Erwiderung auf die Meta-Analyse von Klaus GRAWE*. Berlin/München: Quintessenz.
- METZGER, W. (1963). *Psychologie*. Darmstadt: Steinkopff.
- MEYER, A.E., RICHTER, R., GRAWE, K. SCHULENBURG, J.-M. VON DER & SCHULTE, D. (1991). Forschungsgutachten zu Fragen eines Psychotherapeutengesetzes. Bonn: Gesundheitsministerium.
- MÜLLER, K. (1984). Über die Verbreitung der Homunculus-Sprache in der Psychologie. *Gestalt Theory* 6 (3), 185-192.
- NEISSER, U. (1974). *Kognitive Psychologie*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- PETZOLD, H. (1988). Die „vier Wege der Heilung“ in der „Integrativen Therapie“. Teil I: Anthropolog. und konzeptuelle Grundlagen. *Integrative Therapie*, 4, 325-364.
- PIAGET, J. (1981). *Jean PIAGET über Jean PIAGET. Sein Werk aus seiner Sicht*. München: Kindler.
- PIERINGER, W. (1994). Die Methoden der Psychotherapie jenseits des Schulensstreites. *Psychotherapie Forum*, 2(3), 121 - 127.
- THOLEY, P. (1988). Gestaltpsychologie. In R. ASANGER u. G. WENNINGER (Hg.), *Handwörterbuch Psychologie* (S. 249-255). München /Weinheim: Psychologie Verlags Union.
- UEXKÜLL v., Th. (1963). Grundfragen der Psychosomatischen Medizin. Hamburg: Rowohlt, s. auch Reprint des Kap. 1, 13-43 in *Gestalt Theory*, 17(1), 1995, 4-31.
- WALTER, H.-J. (1984). Was haben Gestalt-Therapie und Gestalttheorie miteinander zu tun? *Gestalt Theory*, 6 (1), 55-69.
- WALTER, H.-J. (1994). *Gestalttheorie und Psychotherapie. Ein Beitrag zur theoretischen Begründung der integrativen Anwendung von Gestalt-Therapie, Psychodrama, Gesprächspsychotherapie, Tiefenpsychologie, Verhaltenstherapie und Gruppendynamik*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- WERTHEIMER, M. (1991). Zur Gestaltpsychologie menschlicher Werte. Herausgegeben v. H.-J. WALTER. Opladen: Westdeutscher Verlag.

Anschrift des Verfassers:

Dr. Hans-Jürgen Walter
 Battenberger Straße 1
 35216 Biedenkopf/Lahn